Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 16 (1912)

Artikel: Die Stadt am See [Fortsetzung]
Autor: Matthey, Maja
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572543

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gegenüber plötzlich den Standpunkt zu wechseln, ja, die Enthüllung seiner Absichten, seiner heimlichen Bedürftigkeit steigerte beinahe meine Sympathie oder mindestens mein Mitleid für ihn, und doch hatte ich keinerlei Lust zu kaufen, ich war sogar genötigt, mit dem Rest meiner Reisekasse sehr sparsam umzugehen.

So stimmte ich denn meinen Ton um einen Schatten kühler und erklärte bedauernd, daß ich zwar ein Sammler, nicht aber ein Käufer von Schmetterlingen sei, daß überdies fertig präparierte Exemplare für mich ganz ohne Interesse seien.

Mr. Hughes begriff das vollständig. Gewiß, solche Sammler wie ich kauften ja niemals aufgespannte Falter, er habe sich das gleich gedacht und mir nur eine kleine Probe zeigen wollen. Selbstverständlich würde ich nur frische Exemplare in Papierdüten kaufen, die er mir heute abend zu zeigen gedenke. Er wisse, daß ich im Queens Hotel wohne: ob ich dort um sechs Uhr zu finden sei?

Das wisse ich nicht, antwortete ich kurz, und jetzt sei es mein Wunsch, meinen Spaziergang ungestört fortzusetzen. In bester Form zog er sich zurück, und wieder glaubte ich entronnen zu sein und Ruhe zu haben.

Aber nun war Hughes zu meinem Schicksal geworden. Er stand am Abend in der Halle des Hotels, er begrüßte mich anspruchslos, und wir wechselten ein paar Worte übers Wetter, da zauberte er hinter einer Säule des Vestibüls hervor eine ganze Anzahl von Schachteln, Dosen und Kistchen, und ich sah mich im Augenblick von einer reichen, geschickt ausgebreiteten Schaustellung indischer Falter umgeben. Zuschauer kamen an den Tisch, Victor Hughes zeigte eine Reihe von englischen, amerikanischen, deutschen Anerkennungsschreiben und Bestellbriefen vor, und je mehr Publikum sich einfand, desto weniger mochte ich mich mit meinem übeln Englisch zur Schau stellen. Ich stand plötzlich auf, als falle mir etwas Wichtiges ein, ließ Hut und Mantel liegen und eilte zum Lift, mit dem ich in das dritte Stockwerk entfloh. Mit dieser Flucht hatte ich das Heft vollends aus der Hand gegeben.

Von da an sah ich in Kandy nichts anderes mehr als meinen Herrn Hughes. Er stand an jeder Straßenecke, die ich zu Fuß passierte, er hob den Mantel auf, der mir vom Wagen glitt, er kannte meine Zimmernummer im Hotel und die Zeit meiner Ausgänge und Mahlzeiten. Wartete ich morgens mit dem Ausgehen bis acht Uhr, so stand er an der Treppe, verließ ich andern Tages das Haus schon um halb sieben, so war er auch da. Wenn ich sorglos in einem Kaufladen ausruhte und Ansichtskarten auswählte, erschien er lächelnd am Ladeneingang, eine kleine Kiste unterm Arm, und wenn ich draußen im Walde einen Fehlschlag mit dem Schmetterlingsnetz tat, so bog Hughes um die Ecke, deutete dem entkommenen Falter nach und nannte seinen lateinischen Namen. „Ich habe gute Exemplare davon, auch Weibchen; ich bringe sie um sieben Uhr ins Hotel!“

Nach einigen Tagen hatte er es erreicht, daß ich kein höfliches Wort mehr mit ihm sprach, ihm aber für zehn Rupien abkaufte. Nun hatte ich mir das Recht erworben, ihn zu ignorieren, ihn anzuschnauzen, ihn mit barscher Gebärde von mir zu weisen. Er war aber immer da, war immer schön und höflich, blickte traurig aus braunen Augen, sprach mich freudig an und ließ ergeben die mageren braunen Hände sinken, wenn ich schalt, und immer trug er in der Tasche oder im Lendentuch verborgen ein Kästchen, eine Schachtel, eine Dose bei sich, früh und spät, und immer neue Sachen, bald einen riesigen Atlasfalter, bald ein „lebendes Blatt“, bald einen Goldkäfer oder Skorpion. Er trat aus dem Schatten eines Pfeilers hervor, wenn ich den Speisesaal verließ, er war verwandt mit dem Händler, bei dem ich Zahnpulver kaufte, und befreundet mit dem Wechsler, bei dem ich mein Geld wechselte. Er begegnete mir am See und beim Tempel, im Wald und auf der Gasse, er begrüßte mich frühmorgens nach dem Bade und stand spät abends, wenn ich vom Billardsaal herüberkam, müde und vorwurfsvoll im Vestibül, mit höflich geneigtem Kopf und stillen, wartenden Augen und mit irgend einem verborgenen Schatz im Gewande. Ich gewöhnte mich daran, ihn von weitem im Gedränge der Straße zu erkennen und zu fliehen, ihn plötzlich nahen zu fühlen und meine Blicke zu versteinern, ich lernte auf Ausflügen jeden Seitenpfad mit Mißtrauen nach seiner Gestalt absuchen und das Hotel heimlich, wie ein Zechpreller, verlassen. Er erschien mir mehrmals im Traum, und ich wäre nicht erstaunt gewesen, ihn abends unter meiner Bettstatt verborgen zu finden...

Niemals kann ich mehr an Kandy denken, ohne ihn zu sehen, sein Bild ist mir stärker eingeprägt als alle Palmen und Bambusse, Tempel und Elefanten. Und als ich Ceylon längst verlassen hatte und seit vielen Tagen auf dem Wasser war, passierte es mir noch gelegentlich, daß ich morgens beim Gang von der Kabine aufs Deck mit einem Gefühl von Bangigkeit und Beschämung um mich blickte, ob nicht an einer Türe, hinter einem Pfeiler, in einem Korridor Victor Hughes auf mich lauere...

Die Stadt am See.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Maja Matthey, Zürich.

(Fortsetzung).

Therese öffnete den beiden Herren die Haustüre. „Die Mutter ist oben,“ sagte sie; „ich habe ihren Stuhl auf die Veranda geschoben.“

Antonio blickte das Mädchen an, das scharf und ohne Zärtlichkeit im Tone sprach. Es kam ihm vor, als läge eine Lieblosigkeit in dem Klange ihrer

Stimme. „Macht das Leiden jemanden ungut?“ dachte er. „Ist es möglich, daß ein Mädchen ohne Mitleid sein kann?“ Er sann vor sich hin und schüttelte den Kopf. „Sie wird in einer Uebergangszeit stehen,“ versuchte er, Therese bei sich zu entschuldigen; „darum klingt es so hart, darum ist so kalt, was sie sagt und tut.“ Er trat vor Frau Annie hin, die vor ein paar Monaten noch die Schönheit von Lindenberg gewesen. Sie lag in einem Korbstuhl mit entstelltem Gesicht. Ueber die Wange lief eine tiefe, dunkel gefärbte Narbe, und eines ihrer Augen war künstlich und lag leblos in seiner Höhle. Sie reichte ihm die Hand, eine welke abgezehrte Hand, die von vielem körperlichen und seelischen Leiden erzählte.

„Frau Annie,“ stammelte er, erschrocken über den Anblick, den sie bot. Da war nichts mehr übrig geblieben von ihrer Schönheit. Die war gründlich und für immer zerstört. Sie gewahrte seinen Schrecken und zog höhnisch ihre Lippen herauf, sodaß die Zähne sichtbar wurden.

„Wir kommen vom Katzenwiesli,“ sprach Herr Burger. „Im Frühjahr können die Arnolds einziehen.“

„Die Familie des Zuchthäuslers,“ betonte Frau Annie verächtlich. „Was kümmert ihr euch um die?“

Der Architekt zuckte zusammen. Es war ihm peinlich, von den Lippen dieser Frau, die seiner Tochter Mutter war, solch grausame Bemerkung zu hören. „Wir können alle fehlen,“ sagte er leise.

Frau Annie lachte. „Ja, ja, aber nicht jede Verfehlung ist gleich zu bewerten!“ Sie dachte daran, daß es ihr fast gelungen war, sich einen Liebhaber zu erobern mit einem Millionengeldsack! Jetzt war das für sie vorbei — „denn,“ schloß sie ihren Gedankengang, „ein Einaug und ein vernarbtes Gesicht gelten nichts auf dem Markt des Lebens.“ Sie blickte nach ihrem Mann hin, der an den Rand der Veranda getreten war, und sah von ihm zu Therese, die neben Antonio stand.

Von den Kirchtürmen Lindenbergs läutete es die elfte Morgenstunde. Die herbstliche Luft trug die feierlichen Glockenlaute aus den Kirchtürmen hinab an das Ufer des Sees und hinauf zu den Bergen. Aus den Weilern und Dörfern, die unten am Wasser und den Berg hinauf rings um den See lagen, tönten die Glocken wie antwortgebend. Alle diese Töne trug die herbstliche Luft auf ihren Schwingen den Leuten in ihre Häuser und hinein zu den Fenstern in die Stuben.

Antonio lauschte den Klängen, die aus dem blauen Himmel über die Veranda flogen, sein Ohr trafen und ihm das Herz mit Wohlgefallen am schönen reinen Ton erfüllten. Frau Annie hielt sich die Hände vor das entstellte Gesicht. Für sie gab es keine Freude; nicht am Spiel der Glocken konnte sie sich erbauen, nicht am Leuchten des Tages. Sie hatte gar nichts, daran sie sich freuen konnte. Grundbacker hatte noch nicht nach ihrem Ergehen gefragt. Seine Aufmerksamkeiten — oder wie man es nennen wollte, was im flüchtigen Rausche zueinander drängte und verstob, sobald ein Ungemach kam — ließen immer noch auf sich warten. „Die Genossin im Vergnügen mag allein ihr Leid ertragen, wird er meinen,“ dachte sie bitter und seufzte über dieser Erkenntnis auf. Ihre Tochter machte ihr keine Freude. Die war schlankgliedrig, hatte ein glattes Gesicht und vor sich, wonach sie einen brennenden Durst auf den Lippen spürte. Frau Annie konnte sich nicht daran gewöhnen, in ihrer Tochter etwas Liebes zu sehen. Es war ihr nicht gegeben, sich neidlos an Thereses schönem Wuchs, an ihrer gesunden Jugend zu erbauen. Ihren Mann quälte und ärgerte sie; aber es war ihr unmöglich, aus seinem gleichmütigen Gesicht herauszufinden, ob sie ihn verletzt hatte.

„Ich hatte mein Leben auf die Freude eingerichtet,“ sagte sie, „und auf mein schönes Gesicht! Das ist nun vorbei!“ Von innen quoll ihr kein warmes Gefühl nach außen und lehrte sie, sich in das Unglück zu schicken und dessen froh zu werden, was sie besaß in ihrer Tochter, an ihrem Hause...

Therese nahm eine Handarbeit hervor, zog sich einen Stuhl in die Nische, die durch Blattgerank und Holzschnitzerei einen Winkel in der Veranda abtrennte, und bat Antonio, sich neben sie zu setzen. Herr Burger klingelte und befahl dem Mädchen, Erfrischungen aufzutragen und einen Imbiß zu bereiten. Therese zog den Faden um die Häkelnadel und formte Kreise und Zacken, nachlässig und unmutig. „Ist das jetzt mein Los,“ sagte sie, „Krankenschwester zu sein und die Launen der Mutter zu ertragen?“ Unwillig stach sie den Häkelhaken so fest in das Kreislein oder Zäckchen, sodaß er hindurch und ihr in den Finger fuhr. Die Glockentöne waren verhallt. Kein Echo davon lebte mehr in dem sonnbeschienenen Raume, darin Frau Annie, Antonio und Therese waren, darin Herr Burger den Tisch mit dem Imbiß herrichtete und eine Flasche Wein entkorkte. Frau Annie zog die Hände von ihrem Gesicht herunter. „Du tust deine Pflicht ohne Murren,“ sagte sie zu ihrem Manne. „Es wäre für mich vergnüglicher, wenn du sie mit Schelten tätest und mir deine Unlust daran zeigtest!“ Sie verzog ein wenig ihr Gesicht, dem kein Lächeln gelingen wollte, so sehr waren seine Züge entstellt durch die Narben und den innern, unzufriedenen Zorn gegen das Leben, mit dem sie sich den Tag verdarb. „Ich suche vergebens, wie ich dazu komme, dich in Harnisch zu bringen. Früher wurde es mir leicht.“ Der Mann zuckte die Achseln und goß von dem Wein in die Gläser. „Unsere Ehe war ein Krieg; immer stritten wir miteinander,“ beharrte sie. „Das soll so bleiben.“ Sie griff nach einem der gefüllten Gläser und hielt es hoch.

„Ich habe keinen Willen zum Streit mit dir,“ antwortete Burger.

Antonio und Therese kamen zusammen zum Tisch, um ihre Gläser zu holen. Uebel gelaunt sah Frau Annie, daß die beiden nahe zusammenstanden, so nahe, wie es nicht nötig gewesen wäre, um ein Glas vom Tisch zu ergreifen.

„Eine Liebschaft, das wäre eine langweilige Geschichte,“ fuhr es ihr durch den Sinn. „Dabei kommt

keine Zerstreuung für mich heraus. Da fällt kein Vergnügen für mich ab."

Antonio ließ sein Glas gegen das der Frau Annie klingen. „Auf einen friedlichen Sinn!" rief er herzlich. Sie zog das ihre rasch bei diesem Ausspruch zurück, daß der Inhalt im Glase schwankte und über den Rand an ihren Händen entlang lief.

„Therese!" befahl sie. Die Tochter tat, als hätte sie ihren Ruf nicht gehört.

„Therese," schalt erbost die Frau Annie, „noch bist du unter meinem Dach, und kein Freier ist in Aussicht, der dich unter das seine führt!" Das Mädchen wurde abwechselnd bleich und rot, sprang aber herzu, um die Rede der Mutter aufzuhalten, und trocknete ihr die Hände und tupfte die Flüssigkeit auf, die ihr aus dem Aermel gelaufen kam.

Herr Burger zündete sich eine Zigarre an und blies die Rauchwolken nachdenklich in die Luft. Seine Therese pflegte die Mutter und tat, was ihr möglich war. Er selbst hatte Geduld mit der Frau und wunderte sich über seine Fähigkeit, soviel und anhaltend davon zu haben; denn die Frau stellte seine Geduld auf eine harte Probe. Ein böses Gefühl gegen sie stieg in ihm auf. „Die Annie hat nach andern geschielt," sagte er sich. „Sie hätte mich an den Reichern, ja, sie hätte mich an Grundbacker verraten, wenn ihr das Schicksal dazu Zeit gelassen hätte." Er blies dichten Qualm aus seiner Zigarre, sodaß Frau Annie einen Hustenreiz bekam. „Ich kann mich dieser Frau entledigen," dachte er grimmig. „Ich kann sie aus meinem Hause weisen und aus meinem Leben..."

„Annie!" entfuhr es ihm rauh. Er wollte ein Ende machen. Er wollte es nicht länger ertragen. Er wollte sein Leben anders und neu formen. Er sprang auf und stellte sich vor die Hustende.

„Frau Arnold hat mir von der Güte gesagt," sprach Antonio zu Therese, „und hat mir die Güte als das Köstlichste gepriesen, was Menschen einander erweisen können. Ihre Worte von der Güte habe ich mir eingeprägt..."

„Daran hat es uns in der Ehe gefehlt, der Frau und mir," flüsterte Herr Burger betroffen. In jungen Jahren hatte er die Annie an sich gerissen, und sie hatte es geduldet, daß er sie an sich riß und ihr die Hände mit Gold füllte. Von der Güte war nie zwischen ihnen die Rede gewesen. Sie hatte Gold gefordert von ihm und dafür ihre Zärtlichkeit nicht versagt und hatte mehr Gold verlangt und über ihrer Begehrlichkeit alle Zärtlichkeit vergessen. So waren sie nie aus der Streiterei herausgekommen und hatten eines des andern Leben verdüstert.

„Ich darf sie nicht richten," sagte er. Sein ehrlicher Sinn wagte die Frau nicht mehr von sich zu stoßen, der er niemals Güte gezeigt hatte. Er hatte sich mit ihrer Art abgefunden, war seiner Wege gegangen und hatte rückerinnernd seiner Mutter Andenken an die Stelle gesetzt, die leer in seinem Herzen war. Damit mochte er ein Unrecht begangen haben an ihr. Er nahm seine Zigarre aus dem Munde und löschte sie aus.

„Ich habe in meinen jungen Jahren den Schein nicht unterschieden von der Wahrheit," sprach er laut, leerte sein Glas und bat die andern, das ihre zu leeren, damit er es ihnen neu fülle und sie auf etwas anstoßen könnten, das fröhlich stimme und über die herbstliche Gegenwart hinaus in den Frühling rage.

„Wir wollen auf die Fastnacht anstoßen," sagte Therese. „Meister Antonio, welches Kleid soll ich auswählen?"

„Auf die Fastnacht?" fragte Antonio erstaunt und verstand nicht, wieso dem Fräulein dieser Einfall kam.

„Wir wollen auf dich anstoßen, Therese," lenkte Burger ein, „auf deine grüne Zukunft, Therese!"

„Denkst du endlich an mich?" rief das Mädchen. „Vater, besinnst du dich endlich darauf, daß du eine Tochter hast! Ihr hattet mich beide vergessen und über mich hinweg gesehen!" Reizvoll anzuschauen, trat sie mit ihrem gefüllten Glase vor ihren Vater. Antonio entzückte sich an ihren zierlichen Bewegungen, an dem süßen, schönen Geschöpf, das nach Jugend duftete. „So mochte Frau Annie ausgesehen haben," fiel es ihm ein. „Nein, so sah sie noch aus vor ein paar Monaten, ehe sie das Unglück entstellte," verbesserte er sich.

„Meister Antonio, welches Kleid soll ich wählen?" wiederholte Therese.

Der Bildhauer zögerte mit der Antwort. Es wurde ihm warm ums Herz, als er das schöne Mädchen sich vor ihm neigen und biegen sah, den Kopf im Nacken und die Lippen halb geöffnet und rot von Lebenslust und rot vom Wein. Die hätte er mit den seinen zuschließen mögen, und es drängte ihn, zu sagen: „Laß mich ein Hochzeitskleid für dich wählen, Therese!"

Das Mädchen beobachtete, was im Innern Antonios aufwallte. „Es sei kein Freier für mich da, hat die Mutter gesagt. Ich will sie belehren. Ich will ihr zeigen, daß ich deren haben kann nach Wunsch und Willen," dachte Therese und lockte Antonio mit lieblichem Lächeln und zog die Lider halb über die Augen. Das bestrickte den Mann, der anfing, die Herrschaft über sich zu verlieren, und den Mund auftat, um ihren Namen zu rufen.

„Stecke dich in das Kleid der Kirke," sprach Frau Annie, der die Galle ins Blut trat, als sie das verliebte Spiel der beiden ansehen mußte. Bis jetzt war es ihr alleiniges Vorrecht gewesen, die Männer zu entzücken. Sie mochte nicht Zuschauerin sein, wo sie Mitspielende gewesen war, und ärgerte sich und suchte nach Worten, um ihrem Aerger Luft zu machen. „In einem solchen Kleid kannst du die Männer bezaubern, wie es dein Vorbild tat," sagte Frau Annie spöttisch.

Therese warf ihr einen bösen Blick zu, der sekundenlang ihr süßes Antlitz entzauberte.

Diese Veränderung entging dem scharfen Auge des Bildhauers nicht. Er erschrak über sich und das, was er zu tun bereit war. „Warum fragen Sie mich?" stotterte er, bemüht, sein Geheimnis zu verbergen, die Worte hinter seinen Zähnen zu ver-

Emy Fenner, Zollikon. **Kloster Fahr,** Radierung.

Frau Annie versuchte, ihren Korbstuhl heranzuschieben, näher an den Ausguck der Veranda heran, um auf den See zu sehen und die Schiffe zu beobachten, dahinein die Menschen sich drängten, um über Mittag heimzufahren in ihre Weiler, in ihre Ortschaften, die außerhalb des Stadtbezirkes im Kranze um den See von Lindenberg liegen und die Hügel hinansteigen bis zu der sanft gewellten Linie, darauf der Horizont ruht. Dieses bewegte Bild betrachtete Frau Annie des Morgens, des Mittags und des Abends. Es gab Abwechslung in ihre Stille, das Getreibe der Leute zu sehen, und kürzte ihr die einsame Zeit.

Des Morgens war ein Gedränge an den Ufern des Sees von Lindenberg. An jedem Weiler, an jeder Ortschaft war eine Landungsstelle und eine Stiege in das Wasser gebaut, darüber die Dörfler in die kleinen Dampfschiffe eilten, die von Ort zu Ort, von Weiler zu Weiler fuhren, überall anhielten, Leute aufnahmen und zuletzt in einem schönen Bogen, hinter sich eine schaumgekrönte Spur aufwerfend, in die Bucht von Lindenberg einliefen. Da drängte aus dem Innern des kleinen Dampfschiffs heraus, was es von Leuten an den Ufern gesammelt hatte und lief durch die Straße und sprang auf die Trams, dem Erwerb nach. Um Mittag flutete der gleiche Strom zurück in die Schiffe und eilte aufs neu in die Stadt, um am Abend wieder über das Seewasser in den Dörfern und Weilern sich zu zerstreuen. Mit dem Abend blitzten die Lichtlein in den Häusern auf und glänzten wie Feuerbällchen aus der Dunkelheit. Es sah aus, als seien sie an einer Schnur zeilengrade aufgereiht zu unterst am Seewasser und zögen sich wie eine Pyramide die Hügelkette hinauf bis ganz zu oberst, von wo hier und da verloren noch eins einsam herabglühte.

Dieses Schauspiel wollte sich Frau Annie betrachten und damit die Stunden ausfüllen, die lang waren und leer und zwischen Morgen und Abend sich breit ausdehnten. Es gelang ihr nicht, ihren Korbstuhl vorwärtszuschieben. Burger bemerkte ihre Anstrengungen und stand auf, um nach ihrem Wunsche zu fragen.

„Soeben steigt Grundbacker aus dem Schiff und geht über die Brücke zu den Trams," rief Therese. „Sein Stelzfuß entstellt ihm den Gang, aber hemmt ihn nicht in der Bewegung."

„Rück' mir den Stuhl nach vorne," sagte Frau Annie zu Burger, „damit ich auch etwas sehe und mir die Zeit vertreibe!" Sie hob ein Kettlein hoch, daran ein Augenglas befestigt war, und schaute durch das Glas hinaus. „Es ist besser hier als im Krankenhaus," gab sie zu. „Dort konnte ich lange Wochen nicht ans Fenster, und als ich heran durfte, sah ich nichts als den Garten, darin die Kranken auf- und abgingen!"

schlucken, die vorwitzig, als allzu eilige Diener seiner Sinne auf seine Lippen drängten.

Therese stellte ihr Glas auf den Tisch. „Es ist noch Zeit; zwischen der Fastnacht und heute liegt der Winter. Ich habe noch Zeit, mein Kleid zu wählen..."

Der Bildhauer hörte kaum, was sie sagte. Erst war er nahe daran gewesen, sein Herz an Virginia Arnold zu verlieren. Nun hätte er sich beinahe an Therese gebunden. Es war nicht sein Wille, Virginia zu seiner Frau zu machen. Ihre Seele gefiel ihm wohl; darin war Güte und die Fähigkeit, für andere zu leben. Ihre grüblerische Nachdenklichkeit stimmte ihn verdrießlich. „Sie blüht nicht wie eine Blume im Garten," hatte er zu sich gesagt. „Sie hat den Willen und die Energie, einen Baum aus sich zu machen." Das war nicht nach seinem Geschmack. Therese reizte seine Sinne. Er fühlte es am Klopfen seines Blutes; „aber," sann er, „mein Leben würde sich wie das Leben Burgers gestalten. Die Therese weiß nichts von Güte. Sie weiß nichts von Entsagen. Sie hat die Begehrlichkeit der Mutter geerbt."

Frau Annie lächelte grausam, als sich Antonio hastig verabschiedete. „Der fürchtet sich vor deinem Liebreiz," sagte sie.

„Du vertreibst mir die Freier," murrte Therese, „und schiltst, wenn ich keinen habe!" Sie zog die Lider ganz über ihre Augen, sodaß nichts mehr von ihnen sichtbar blieb als ein Schimmer des weißen Augapfels. „Mutter, ich bin deine Tochter!" drohte sie und setzte sich wieder in ihre Nische, zwischen das Weinlaub, das rot und golden gefärbt und von schwarzen Traubenbeeren unterbrochen war.

Burgers Mitleiden vertiefte sich für die Frau, mit der er jung gewesen war, die ihm Böses zugefügt hatte und die er nicht richten wollte, weil er sich selbst nicht frei fühlte von Schuld.

„Arme Annie," flüsterte er teilnehmend. Die Müdigkeit der kaum Genesenen war in ihr übermächtig geworden. All die Eindrücke, die heute auf sie eingestürmt waren, hatten sie erschöpft und leer gemacht, sodaß sie in einen Zustand verfiel, der zwischen Wachen und Traum in der Mitte lag und den Willen einschläferte. Sie war an die eintönige Ruhe des Krankenzimmers gewöhnt gewesen und an die leisen gleichgültigen Reden der Schwestern, die das Blut nicht erhitzen, nichts im Innern aufrütteln und farblosen Blumen zu vergleichen sind. Heute war sie wieder ins Leben gestellt worden, und es war über sie hergefallen wie ein Jäger über ein jagbares Wild. Sie hatte dem Leben sich höhnisch angeboten, sie, die Entstellte, die Beschädigte, die sich vorkam wie ein Kunstwerk, darüber ein Tintengeschirr seinen übeln Inhalt entleert hatte. Nun war sie müde geworden und ließ es geschehen, daß ihr Mann Mitleid für sie empfand und zu ihr sagte: „Arme Annie!"

IX.

Ueber der Stadt hing ein grauer Winternebel. Die Nässe tropfte aus dem Gezweig der Büsche und Bäume, die in den Gärten der Villen standen, und fiel feucht aus den Aesten der Platanen, die auf den freien Plätzen einen kleinen Wald vortäuschten, einen Wald, der sein Laub abgeworfen hatte und kahles Holz in den Nebel hob. Der See sah aus wie eine graue wogende Fläche, und der Himmel sank in den See nieder, grau und wolkig, und verband sich mit dem Wasser. In Scharen tauchten die Möven aus dem Nebel auf, stießen heisere wilde Schreie aus und ließen sich auf den Uferfeldern nieder. Eine Wildentenkette schwamm in dem grauen Wasser, stieß unter die Flut und reckte das dunkel gefärbte Hälslein wieder empor. Die Gräue stieg an den Bergen empor und hüllte die weißen Firne ein und verwischte die Ufer. Ueber den See hallte das Nebelhorn, schwermütig und gedämpft durch die Feuchtigkeit, die den Schall einhüllte und undeutlich werden ließ. Ab und zu schwirrte ein pfaublauer Vogelrücken dem Ufer entlang, Kopf und Schnabel im Fluge gestreckt, sodaß es aussah, als wäre das Tierchen ein breitgezogener, metallisch blinkender Strich. In den Auslagen der Schaufenster brannten die Lampen fast den ganzen Tag und beleuchteten die Pracht, die köstlich in den Winternebel strahlte und bunt und lockend anzusehen war. Bei den Goldschmieden blitzten die Steine und schimmerten die Perlen.

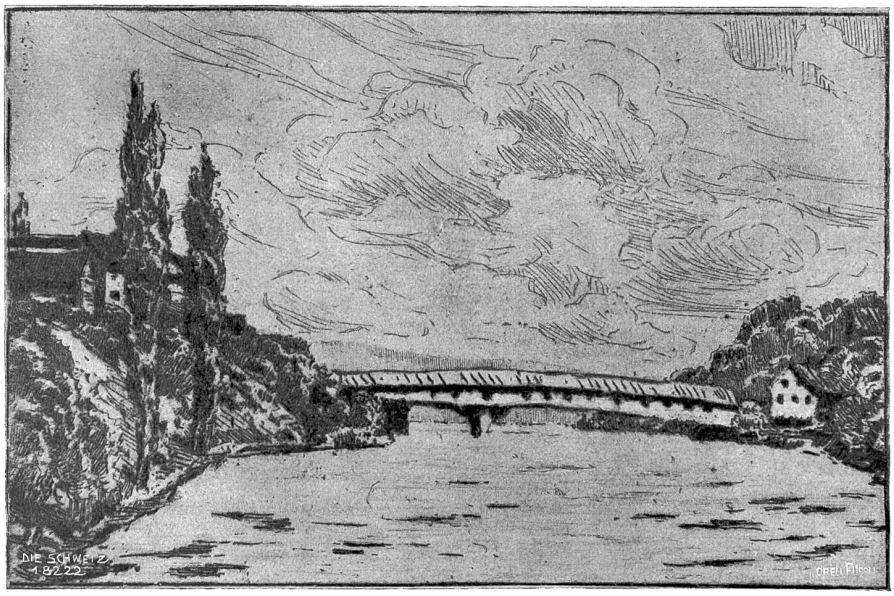
In einem der Schauläden war der Schmuck der Frau Arnold ausgestellt, den sie dem Juwelier verkauft hatte. „Gelegenheit!" stand auf dem beigefügten Zettel. Frau Arnold zog ihre Tochter an das Schaufenster.

„Mutter," rief Virginia, „das ist dein Hochzeitsschmuck!" Sie konnte nicht begreifen, daß die Augen der Mutter so fröhlich darauf blickten.

„Diese Steine haben mich zweimal glücklich gemacht," erzählte Frau Arnold. „Ich empfing sie von deinem Vater und weinte Freudentränen über die Schönheit der Steine, die mir gehörten und mich schmücken sollten. Ich war damals noch Mädchen und hing am Aeußern und hatte Freude an den schönen Dingen, die mir dein Vater in den Schoß schüttete. Als du deinen Namen bekamst, schlang er mir die Perlenschnur durch meine Haare. Seitdem habe ich sie oft getragen, bei vielen Gelegenheiten, und den Sinn für ihren Wert verloren..." Frau Arnold schöpfte Atem und zögerte eine Weile mit dem Weitererzählen, als wolle sie noch einmal still für sich nacherleben, was ihr an frohen Erinnerungen geweckt war. „Ich habe Tränen der Dankbarkeit über diesen Steinen geweint, als ich sie austauschen konnte gegen die Geldsumme, die dem Giovanni zustand. Da ist mir ein rechter Segen daraus geworden; denn sie halfen mir, deines Vaters Strafe abzukürzen, deines Vaters Schuld zu mildern!"

Frau Arnold betrachtete die „Gelegenheit". Ihre Lippen bewegten sich, als hielte sie Zwiesprache mit den Steinen, die an ihrem Halse geschimmert hatten, als sage sie eine Zärtlichkeit zu den Perlen, die ihr geholfen hatten, eine böse Sache freundlicher zu gestalten. Sie sah, wie aus dem Innern des Ladens eine Hand die „Gelegenheit" ergriff und die Steine aus der Auslage hob. „Sie haben Käufer gefunden," sagte sie heiter und ging

Emy Fenner, Zollikon. Bei Eglisau, Radierung.



Emy Fenner, Zollikon. Brücke in Eglisau, Radierung.

gefrieren auf den Lippen. „Ich weiß nicht, Mutter, welches das größere Uebel ist," flüsterte sie.

Frau Arnold erschrak. In welchen Zustand war ihre Tochter geraten durch den Anblick des Zuchthauses, darin ihr Vater abbüßte! In was für eine Verwirrung waren ihre Gefühle und Gedanken geraten bei dem Anblick der Wirklichkeit! Sie machte sich Vorwürfe, daß sie die Tochter mitgenommen hatte. „Dieses Uebel ist heilbar," sprach sie milde, um die Tochter nicht noch ärger zu verwirren oder zu entmutigen.

„Das andere ist unausbleiblich," antwortete Virginia.

mit der Tochter die Straße hinauf, an deren Anfang ein Brunnen aus Riesenmäulern Wasser speit. Sie kamen zwischen Häuserreihen hindurch und sahen nichts mehr vom See. Aus dem Nebel tauchte ein Bau auf, massig in der Anlage, drohend und düster. Eisenstäbe waren an den Fenstern, und eisenbeschlagen war die Pforte, durch die sie in einen kahlen Hof traten. Frau Arnold hatte des öftern ihren Mann aufgesucht, jedesmal, wenn ein Besuch ihr gestattet wurde. Sie hatte heute zum ersten Mal die Tochter mitgenommen. Auf der Treppenstufe blieb sie stehen, damit sich die Tochter an den Anblick gewöhnen möchte.

Virginia hielt ihre Augen zu Boden gesenkt. Sie wollte nicht sehen, daß ihr Vater hinter vergitterten Fenstern lebte, daß das Haus, darin er einen Teil seines Lebens zubringen mußte, nüchtern aussah und wie ein Riesenkäfig gehalten war, darin Menschen gefangen saßen, Menschen mit bösen Instinkten, mit trotzigen Stirnen und von wilden Sitten. Sie wollte nicht daran denken, daß über die Stiege, darauf sie verweilend stand, Menschen getrieben wurden, die wie Raubtiere Leben und Besitztum von ihresgleichen nahmen, wie es ihnen gefiel.

„Wäre es dir lieber, wenn dein Vater im Grab läge?" fragte Frau Arnold, der das Empfinden der Tochter nicht verborgen blieb. „Wäre dir das lieber?"

Virginia atmete schwer. Da draußen hätte er ein Grab gehabt wie alle andern. Niemand kann den Tod aufhalten oder ihn verhindern. Er kommt heute, er kommt morgen; er kommt ganz sicher einmal und macht den Menschen starr und läßt ihm den Atem

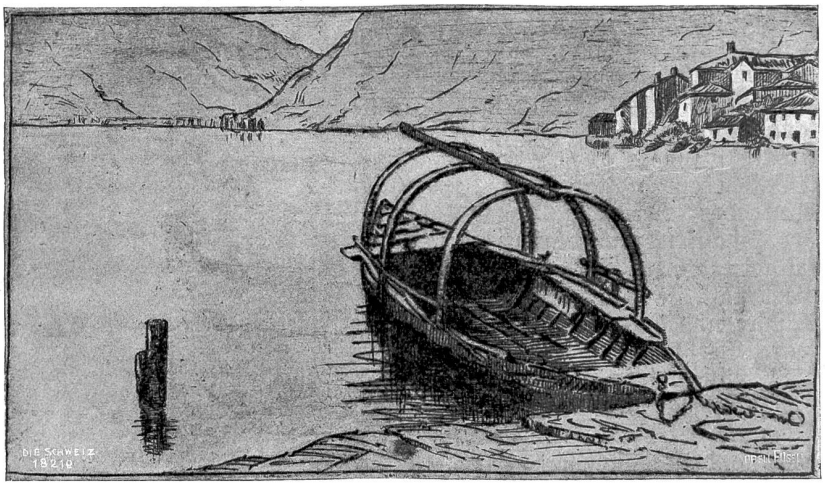
„Wir leben nicht nur dieses eine Leben; vor uns liegt eine neue Zeit, von der wir nichts wissen," sagte die Frau leise und bedrückt über die Tochter, der es verleidet war, ihr Kreuzlein zu tragen. „Das Ungewisse ist nicht wichtiger als die Gegenwart, doch dürfen wir über der Gegenwart nicht das Ungewisse verachten."

„Mutter, es wird mir zu schwer, dies zu ertragen," jammerte die Tochter.

„Unser jetziger Zustand ist nicht so bedeutend," sagte Frau Arnold, „daß wir darüber die Ahnung eines künftigen auslöschen können. Unser jetziger Zustand löst sich auf in einen andern."

„Ich begreife nicht, was du damit sagen willst," unterbrach sie Virginia und wagte, den Blick vom Boden zu heben. Der irrte an den kahlen Mauern entlang, an den vergitterten Fenstern und den schweren verrammelten Türen.

„Unser Körper ist das Begrenzte; unsere Seele ist das Unbegrenzte," sprach Frau Arnold. „Eine



Emy Fenner, Zollikon. Luganeser Barke, Radierung.

Paul Rüetschi, Suhr.

Der lustige Joggel.

Original im Besitz des Herrn Ernst Hüssy,
Architekt in Safenwil, Aargau.

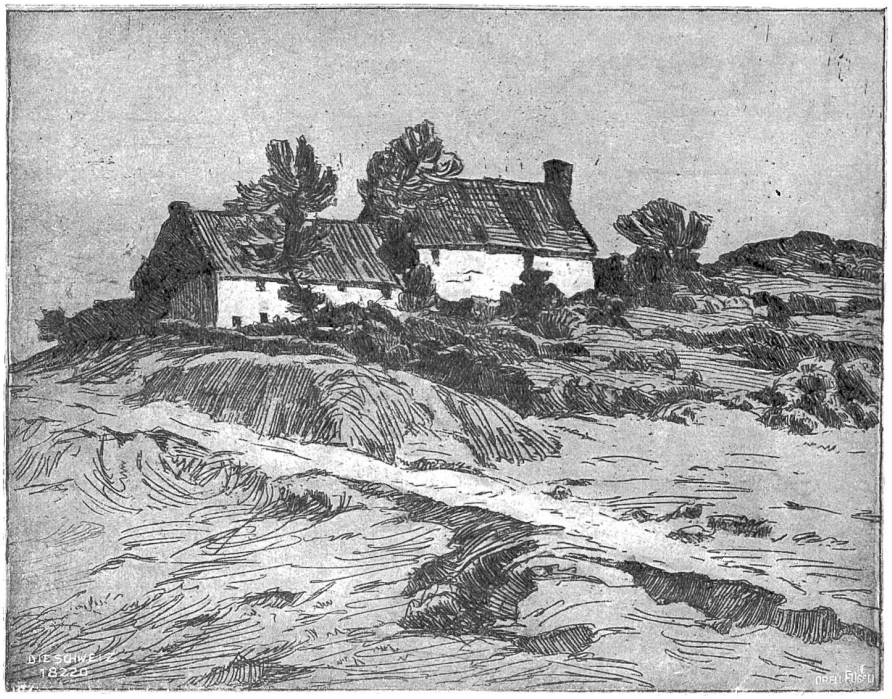
Gewalt, die wir spüren und nicht kennen und nicht sehen, hat jeder Seele ihren Körper und ein Maß von Zeit zugemessen, darin sie sich entwickeln kann. Wir können nicht willkürlich unsern Körper wählen und nicht willkürlich seine Dauer ausdehnen. Wir müssen unser Schicksal erleiden, wir alle: die Handelnden und die Beschaulichen, die Stillen und die Stürmischen. Darum ist es uns nicht anheimgegeben, nach Gutdünken die Dauer unserer Körperlichkeit zu beschränken!"

„Mutter," sagte Virginia, „ich fange an, dich zu verstehen."

„Wir wissen nichts, wir ahnen nur," entgegnete sie. „Wir können unsere Sinne schärfen, damit sie den Willen unserer Seele zum Guten vernehmen, damit unser Verstand unterscheidet, was aus der Dumpfheit der Körperlichkeit trübe aufschwelt und die Stimme der Seele fälscht." Sie legte ihre Hand auf die Schulter der Tochter. „Willst du umkehren? Ich gehe allein zum Vater..."

Virginia schüttelte den Kopf. „Ich komme mit dir," bestimmte sie, von den Worten der Mutter bewegt und unruhig geworden wegen ihrer lieblosen Gedanken. Sie stiegen die Treppe hinauf und kamen in das Zimmer, darin Besuch empfangen wurde. Die Türe an der gegenüberliegenden Wand öffnete sich, und ein Mann in Leinenkleidern mit geschorenem Kopf- und Barthaar kam herein. Virginia erkannte nicht ihren Vater. Erst als sie seine Stimme hörte, erkannte sie ihn und flog auf ihn zu. Wie töricht war sie gewesen, wie kindisch waren ihre Gedanken vor dem Grauen zurückgeschreckt, das ihr die vergitterten Fenster, die kahlen Mauern und die verrammelten Pforten eingeflößt hatten! Sie hatte ihren Vater sich im Grabe gewünscht...

(Fortsetzung folgt).



Emy Fenner, Zollikon. Aus S. Wales, Radierung.

Mina Benders Irrtum.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Johanna Siebel, Zürich.

VII (Schluß).

An den hellgestrichenen Zimmerwänden des Krankenhauses spielten die Blütenschatten des Apfelbaums, der schimmernd vor dem Fenster stand und sich im Licht der Maiensonne badete. Mina, die mit vier andern Frauen in dem gleichen Raume lag, schaute bald auf den blühenden Baum, bald auf sein Schattenspiel an der Wand. Ihre Augen hatten einen fiebrischen Glanz und schienen alles Leben zu halten, was in der gebrechlichen Gestalt war. Ohne ihr Leuchten hätte man glauben können, in ein Totenantlitz zu schauen. Ein stilles andächtiges Lächeln umspielte Minas Mund, und eine Dankbarkeit überwehte ihre Seele, daß man an diesem schönen Frühlingstag ihr Bett so an das Fenster gestellt, daß aller milde Glanz darüberströmte.

So ruhte sie schon eine Weile mit weit offenen Augen und lauschte kaum nach den Leidensgeschichten der Zimmergenossinnen. Die leise geführten Gespräche klangen wie fernes Rauschen an ihr Ohr. In ihr war das große Warten, das keine Grenzen kennt und das Endliche mit dem Unendlichen verbindet. Ihr Ahnen trieb immer weiter hinaus auf dem geheimnistiefen Meere dieses Wartens, und sie merkte nicht, daß die Schwester in das Zimmer trat. Erst als sie sich über Mina neigte, schaute diese empor. Gütig blickte das helle Mädchengesicht auf die ausgemergelte Gestalt, deren Formen sich schmal und kinderhaft unter der Decke abzeichneten. Dann prüfte die Schwester die Tabelle über Minas Bett und sagte wie beiläufig, man werde Mina vor dem Schlafengehen in ein Einzelzimmer betten, damit sie gänzlich ungestört sei für die Nacht. Ein Verstehen erwachte in den Zügen der kleinen Frau, wie wenn sie das Ziel einer langen Wanderung vor sich sähe. In den andern Betten horchten die Kranken auf. Mitleidige Blicke suchten das Lager am Fenster, und verstohlen nickten die Frauen einander zu.

Schwester Hedwigs weiche Hand streichelte Minas